Das Deutschtum in Südtirol

Von Universitätsprofessor Dr. Ludwig Steinberger (München)

II.

Das nationale Denken der Italiener hat durch die gewaltige geistige Bewegung der Renaissance, die das italienische Volk zu kulturellen Höchstleistungen emportrug, einen mächtigen Auftrieb erfahren. Und mit diesem von Süden her wirkenden Einfluß überkreuzte sich gerade hier im Etschtal von Norden her jener der deutschen Glaubens- und Kirchenspaltung. Trienter Fürstbischöfe romanischen Blutes, wie der aus Pfitzners „Palestrina" bekannte Christoph von Madruzz, haben das italienische Wesen in Trient immer mehr zur Geltung gebracht. Deutsche Siedler mußten wegen Hinneigung zum Protestantismus das Land verlassen, nicht mehr versorgten, wie bisher, oberdeutsche Diözesen das Bistum Trient mit Priestern, so daß in die bisher deutschen Gemeinden massenhaft italienische Priester einströmten, deren Eingreifen in den Kampf gegen das Deutschtum ein verdienter tirolischer Geschichtsforscher aus dem Franziskanerorden mit den Pflichten des geistlichen Amtes ganz unvereinbar findet. Und so begann denn das Deutschtum Schritt für Schritt zurückzuweichen, bis schließlich im 17. Jahrhundert die Sprachenscheide sich auf die Klause von Salurn festlegte. Dort ist sie bis zum heutigen Tag unverändert geblieben, und dort ist daher die wahre Grenzmark der beiden verschiedensprachigen Völker, und zwar nicht nur im volklichen, sondern — solange wenigstens die Volkseinheit der Drang zur höhern geistigen Einheit des Staates beseelt — auch im politischen Sinne.

Durch die Salurner Klause zog 1483 auf der Pilgerreise nach dem Heiligen Lande der Ulmer Dominikaner Felix Fabri. Wie konnte dieser sonst so wackere deutsche Mönch seinem Reisetagebuch den schweren Irrtum einverleiben, daß die Stadt Bozen vor wenigen Jahren italienisch und die gewöhnliche Sprache das Italienische gewesen sei, und damit im voraus in die gleiche Kerbe schlagen mit dem Mantuaner Janus Pyrrhus Pincius, Lehrer und Schriftsteller zu Trient im 16. Jahrhundert, wenn dieser behauptete, die Bozner hätten erst vor 100 Jahren die deutsche Sprache angenommen, vorher aber wie die Trientiner gesprochen! Deutsch ist mit Ausnahme der paar von italienischen Kaufleuten herrührenden Stücke die Sprache der Urkunden, welche im 15. Jahrhundert in der angeblich stockitalienischen Talferstadt entstanden, und eine Bozner Schulordnung von 1424; deutsch die uns bekannten Namen der Bozner Bürgermeister, Stadtrichter, sonstigen Amtspersonen, Geistlichen, Bürger damaliger Zeit; deutsch endlich schon seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts statt lateinisch (nicht statt italienisch) die Sprache der Urkunden welche von den Trienter Bischöfen für Bozens Einwohner erflossen. Mit dem „italienischen" Bozen ist es also nichts, und dasselbe wird auch durch die apodiktischen Redensarten Mussolinis vom 26. Mai 1926 nicht wahrer. Und nicht minder faul als um die Italianität Bozens steht es um die angebliche italienische Schule zu Sterzing im 16. Jahrhundert, welche sich als eine lateinische Schule entpuppt hat, an der zu allem Ueberfluß ein Schulmeister mit dem sehr italienischen Namen Paul Dachs wirkte. . . .

Mit den Bemerkungen über Südtirols Schulwesen haben wir bereits den Boden des Kulturlebens betreten. Auch dieses trägt trotz gelegentlicher, im deutschen Grenzland geradezu unausweichlicher Einflüsse italienischen Wesens eine durchaus deutsche Note. In die bildende Kunst Südtirols ist die italienische Renaissance kennzeichnenderweise auf einem Umweg von Norden her und zu einer Zeit eingedrungen, da Südtirol bereits das Wirken einheimischer und zugewanderter deutscher Meister vom Rang eines Michael und Friedrich Pacher, eines Hans Multscher, Burkhard Engelberger und Hans Lutz hinter sich hatte.

Von Engelbergers und Lutzens Wunderwerk, dem steinernen Gedicht des Bozner Pfarrturms, steigt unser Blick hernieder zu dem großen Dichter des Wortes, der dort auf einem der schönsten Plätze der Erde, von der Künstlerhand des Tirolers Heinrich Natter in weißem Marmor geformt, nahe der deutschen Sprachgrenze friedliche Wacht hält: Herrn Walter von der Vogelweide, wer des vergäß', der tät' mir leide! Und will es auch mangels bündiger Beweise leider nicht gelingen, ihn unserm Deutsch-Südtirol zuzuweisen, so klang dafür von mancher Tiroler Burg manch andre Leser gar frisch in die sonnendurchflutete Luft hinaus, wanden deutschtirolische Spielleute einen reichen Kranz von Liedern um die mächtige Reckengestalt Dietrichs von Bern, welche wir da bald im Kampfe sehen mit dem Riesen Ecke, bald mit Zwergkönig Laurin, und in einem Zollhaus zu Bozen sitzt, umgeben von alten Pergamenten, der wackere Zöllner Hans Ried, um im Auftrag Kaiser Max' I., des für Kunst und Literatur begeisterten „letzten Ritters", alte deutsche Dichtungen, und unter ihnen den Sang von der schönen Königstochter Gudrun in eine Sammelhandschrift zusammenzutragen. Und

> noch heute freut's mich, o Runglstein,
> daß einstmals zu guter Stunden
> durch der Talfer felsenges Tal hinein
> zu dir den Weg ich gefunden,

wird mit Jos. Viktor Scheffel gar mancher singen, der vom Bozner Walterplatz aus durch malerisch winkelige Gassen und längs des rauschenden Wildbaches hineingewandert ist zu der Krone der Etschländer Burgen, allwo des mittelalterlichen Malers Pinsel im Auftrag Herrn Nikolaus Vintlers mit rührender Unbeholfenheit die Helden der altdeutschen Lieder an den Wänden verewigt hat. Der Bewunderer des Ringens eines Albin Egger-Lienz um eine neue Kunstform aber mag hinüberpilgern zur Todesstätte des umstrittenen Meisters in St. Justina. . . .

Mitten im Lande der Griechen, auf dem heiligen Berge Athos, hat der tirolische Gelehrte Jakob Philipp Fallmerayer aus Tschötsch bei Brixen in ergreifenden Worten den heimatlichen „Sitz der Wonne und Lust" mit der Seele gesucht. Und nicht weit von Fallmerayers Wiege erinnert das Wirtshaus an der Mahr an Peter Mayr, des Sandwirts würdigen Kampfgenossen, der lieber unter französischen Kugeln verbluten als sein Leben mit einer Lüge erkaufen wollte.

Wenn wir aber im Jahre 1848 Ferdinand Weller als tirolische Trutznachtigall in den Tönen von Nikolaus Beckers Rheinlied singen hören:

> Sie sollen ihn nicht haben,
> des Brenners Scheidewand,
> sie sollen erst sich graben
> ein Grab in unserm Land,

dann mag es uns gemahnen, daß die Forderung nach der italienischen Brennergrenze bereits jener Pincius der Verkünder der Italianität Bozens, erhoben hat Sie zugunsten des französischen Königreichs Italien zu verwirklichen wurde Napoleon I. nach dem Tiroler Aufstand von 1809 nur durch eine gewisse Rücksicht auf seinen getreuen Satrapen Max Joseph I., König von Bayern von des Franzosenkönigs Gnaden, verhindert. Der Trienter Frapporti ging in einem 1840 erschienenen Buche nur den Weg, welchen zum tiefen Bedauern jedes Freundes freiheitlicher Ideen und des Selbstbestimmungsrechtes der Völker ein Freiheitsheld wie Giuseppe Mazzini mit dem Rufe „Italien bis zum Brennerl" damals schon beschritten hatte und im Sturmjahr 1848 in schärfstem Gegensatze zu dem Versprechen der provisorischen Regierung der neuerrichteten Lombardischen Republik, das deutsche Südtirol und Bozen nicht antasten zu wollen, unentwegt fortsetzte: es tut mir in der Seele weh, daß ich ihn in der Gesellschaft seh' — zumal wenn ich die nächste Nummer betrachte, welche in diesen Zusammenhang gehört. Seit 1890 arbeitete der Trienter Ettore Tolomei unter dem Beifall des Dichters Giosuè Carducci rastlos an der Vorbereitung der italienischen Brennergrenze, und zwar von 1906 an in der von ihm gegründeten Zeitschrift „Archivio per l'Alto Adige", wobei er unter „Hoch-" oder „Oberetsch" Deutsch-Südtirol versteht und die Mittel der Lüge und Verdrehung nicht scheute, um dieses Deutsch-Südtirol als altitalienisches Land hinzustellen. Der Glanzpunkt des „Archivio", ein ortsnamenkundliches Handbuch, will den Deutsch-Südtiroler Orten alten Namen im Sinne Tolomeis „zurückstellen". Darin findet sich mit souveräner Nichtachtung der Mundart und alt- und mittelhochdeutscher Wörterbücher Eschenlohe, daß heißt Eschenwald, durch Vampadorni, das ist Eschenfeuer, Rauchkofel, das heißt rauher Felsberg, durch Cima bzw. Monte Fumo, das heißt Spitz bzw. Berg mit Rauch, Schwaige durch Silente, das heißt Schweiger, übersetzt, während „Eselskopf" allerdings richtige Wiedergabe durch „Testa d' Asino" erfuhr.

Der trotz allem Schweren unverwüstliche Tiroler Volkshumor hat sich an Herrn Tolomei in harmloser Weise gerächt. Der Fisch Mühlkoppe, welcher sich aus dem seichten Uferwasser mit der Hand herausfangen läßt und daher dem Tiroler Volk als Sinnbild der Dummheit gilt, heißt dortzulande Tolm und hat hierdurch eine treffliche Gelegenheit zu bedeutsamer Vereinfachung des Namens Tolomei geboten. Aber auch sonst durchleuchtet dieser Humor bisweilen mit seinen freundlichen Sonnenstrahlen die Leidensnacht Südtirols. Der faschistische Minister Federzoni wird zum Fetzertoni umgekrempelt. Eine Kuh und ein Hund, welche der unaufhörlichen Melkerei bzw. dem Maulkorb über den Brenner entfliehen, begegnen dort einem Esel, der in das „Land der Mullischinder" einwandert, um sich um die ausgeschriebene Stelle des italienischen Amtsbürgermeisters einer Deutsch-Südtiroler Gemeinde zu bewerben. Damit der bis jetzt weißrote Tiroler Bauernspeck in Zukunft die italienische Trikolore Grünweißrot zeige, soll Verabreichung von zwei Dritteln Grünfutter an die Schweine angeordnet werden. Der Oberfaschist Giarratana hört den Hirten einer Schweineherde seinen Hund mit dem Namen Giarratana rufen und erfährt auf seine gereizte Frage, daß man in Südtirol keineswegs alle Hunde, sondern nur die Schweinehunde so nenne. Der fromme Wunsch eines Ausländers (wohl leider eines rechtsstehenden Reichsdeutschen) nach einem Mussolini für sein eignes Vaterland wird von einem Südtiroler Bauern mit der Bereiterklärung beantwortet, den „Duce" dorthin zu schenken und noch obendrein die Ausfuhrprämie zu zahlen. Und in dieser humoristischen Ecke findet füglich auch die richtige Bauernschlauheit Platz, mit der der Bewohner eines einschichtigen Berghofes den Kopf aus der italienischen Schlinge zog. Als ihm der italienische Steuerbeamte die Möglichkeit eröffnete, sich den weiten Weg in die Stadt und zum Steueramt auf mehrere Jahre hinaus durch entsprechende Vorauszahlung der Steuer zu ersparen, fuhr dem Bäuerlein die Frage heraus: „Ja, seid denn ihr (das heißt die Italiener) dann noch da?" Der Mann wurde sofort verhaftet, erklärte aber vor Gericht, er habe ja bloß den diensttuenden Beamten gemeint, und man mußte ihn laufen lassen . . .

Auch die neuen Herren höchstselbst haben zu dem Kapitel „Humor" manchen allerdings unfreiwilligen Beitrag geliefert. Eine von der italienischen Besatzungsbehörde angekündigte „Verrung" stellte sich als eine Versteigerung heraus, für welche der Italiener das gleiche Wort incanto wie für „Zauber" verwendet. Das große römische Blatt „Tribuna" ereiferte sich über „slawische" Herausforderungen in Südtirol. Unterstaatssekretär Spada erzählte den erstaunt aufhorchenden Südtiroler Abgeordneten Toggenburg und Dr. Reut-Nicolussi, vor Jahrhunderten seien die Männer von Apulien zu den Tirolern hinübergefahren, um sich dort ihre Frauen zu holen. . . .

Nicht immer wird die Bösartigkeit eines Beckmesser in Lächerlichkeit zuschanden. Ettore Tolomei hat sein Ziel erreicht, und statt Ferdinand Wellers feuriger Absage gelten jetzt Ehrentraut Laners traurige, aber doch zugleich auch trotzige Verse:

> Und starrt von Feindes Horden
> des Brenners Scheidewand,
> und trennt vom deutschen Norden
> Deutsch-Südtiroler Land,
> ob es zerrissen werde,
> daß heißes Herzblut sprüht,
> es bleibt Tiroler Erde,
> es bleibt der deutsche Süd!

(Schluß folgt.)

Kameradschaft auf dem Balkan 1916

Von A. Bornhöft (Altona)

Kalt und regnerisch war der November des Jahres 1916. Wir lagen schon vierzehn Tage ohne Ablösung in der Stellung vor Debavcy im Czernabogen (Balkanfront) und hatten den Befehl erhalten, unsere Stellung unter allen Umständen zu halten und so auszubauen, daß wir den kommenden Winter darin zubringen konnten. Mit aller Kraft gingen wir ans Werk, die flachen Gräben in dem Gestein zu vertiefen, denn jeder Tag brachte uns große Verluste, weil unsere Deckung nicht gut genug ausgebaut war. Allabendlich eilten uns bulgarische und deutsche Pionierkommandos zu Hilfe um unser Werk schneller voranzubringen. In den letzten zwei Wochen hatten wir von unserm Bataillon 200 Tote und etwa 130 Verwundete verloren. Unserer Kompanie standen nur noch 75 Gewehre zur Verfügung. Durch die großen Verluste waren wir gezwungen worden, die vorgeschobenen Sappen nur ganz dünn zu besetzen. Diese wenigen Leute hatten die Aufgabe, das Vorgelände zu beobachten und jede Bewegung des Feindes zu melden. Bei einem Angriff der übrigens nahe bevorstand, sollten sie unsere Artillerie durch Abschießen roter Leuchtkugeln benachrichtigen, damit Sperrfeuer vor unsere Linien gelegt wurde. Der Gegner war sehr rege; es deutete alles auf einen gewaltigen Angriff hin. Die Aufmerksamkeit unserer Leute war daher aufs höchste angespannt.

Wie schon vorausgesehen, begann am 12. November 1916 die feindliche Artillerie sich einzuschießen und am Tage darauf ging ein gewaltiges Trommelfeuer auf unsere Gräben los. Schwere und leichte Artillerie, Minenwerfer und Maschinengewehre des Feindes zeigten seine Feuerüberlegenheit und deckten unsere Gräben ein. Die Reservestellungen wurden durch Sperrfeuer abgeriegelt. Nur unsere Reserve am steil abfallenden Hang konnte die feindliche Artillerie nicht erwischen und so blieben die Verluste zunächst noch erträglich. Die Geschosse schlugen teils auf dem Bergkamm oder unten in der Schlucht oder am gegenüberliegenden Hang ein. Nur die Gruppen, welche die Sappe besetzt hielten, hatten starke Verluste. Schon mehrere Male war Ersatz in die Sappe gesandt worden, da die Verluste an Toten stark waren.

Die Losung war eben, die Stellung halten oder sterben. Mit Verstärkung aus rückwärtiger Verbindung war nicht zu rechnen, da das Sperrfeuer des Feindes alles abgeriegelt hatte. Es war nicht hindurchzukommen.

Gegen 3.30 Uhr nachmittags brach der Gegner aus seinen Stellungen hervor und erklomm die Anhöhe. Wie auf ein Zeichen gingen auf der ganzen Linie die roten Leuchtraketen hoch und lösten ein gewaltiges mörderisches Sperrfeuer aus, das den Angriff des Gegners zum Stocken brachte.

Hierdurch trat eine kleine Atempause ein. Doch nicht lange, so lag auf unsern Gräben ein noch schärferes Trommelfeuer. Feindliche Flieger flogen dicht über die Bergkuppe hinweg und beschossen uns aus Maschinengewehren. Die Hölle war los! So auf den Tod zu warten war scheußlich. Jeder tat bis zum letzten Atemzuge seine Pflicht. Jetzt setzte links von uns Gewehrfeuer ein, das unsere Linien bestrich. Flankenfeuer! Auch hier keine Deckung mehr! Die feindliche Artillerie hatte bei unserm Nachbarregiment, Infanterieregiment 45, ganze Arbeit geleistet, so daß es dem Gegner gelungen war, durchzubrechen.

Jetzt mußte festgestellt werden, ob unsere Sappe auch von unsern Leuten noch gehalten wurde. Ich bat Feldwebel Th. vorgehen zu dürfen, um nachzuschauen, wie es vorne aussah. Alleine kroch ich durch den flachen Graben in die Sappe und erschauerte vor dem Anblick, der sich mir bot. Ein Krachen und Toben, — jeder Artillerieschuß lag vor oder hinter oder mitten in unserm vordersten Graben. Feldwebel S., der den Zug führte, war durch Mundschuß verwundet, tat aber ohne Murren weiter seine Pflicht. Handgranaten und Munition waren verschüttet. S. sagte mir, daß er mit seinen paar, ihm zur Verfügung stehenden Leuten, den Angriff wohl kaum abwehren könne. Ich bat ihn auszuhalten und wolle Handgranaten und Munition nach vorne schaffen lassen. Zunächst möchte ich — bat S. aber — nochmal links der Schulterwehr nachsehen, wer da tot oder noch am Leben sei. Ich war gerade um die Schulterwehr herumgekrochen, als ein gewaltiger Krach mich den Kopf fester zwischen die Schultern nehmen ließ. Das Gefühl, als würde mir der Fuß abgehackt, ließ mich aufschreien. Granatsplitter im Fuß! Heimatschuß! — Jetzt denselben Weg zurück, den ich gekommen war. Auf dem Bauche rutschte ich rückwärts, und es gelang mir, den Eingang des Grabens bei der Reservestellung am Hang zu erreichen. Zwei meiner Leute nahmen mich sofort in Empfang und trugen mich in einen mit einer Zeltbahn abgedeckten Unterstand. Hier wurde ich verbunden und machte meinem Zugführer Th., Meldung, wie es vorne aussah. Sofort brachen einige Leute auf, um Munition nach vorne zu schaffen.

Langsam ging der Tag seinem Ende zu. Wie sehnsüchtig erwarteten wir die Nacht! Nur sie konnte uns noch Rettung bringen. Doch umsonst war unser Hoffen und Sehnen; mit dem Anbruch der Dunkelheit war auch unsere Stellung verloren; die Serben rückten schon über den Bergkamm vor. Auch durch die links von uns liegende Schlucht kamen Serben mit deutschen Verwundeten herauf. Sie taten keinem Verwundeten etwas zuleide. Im Gegenteil, halfen sie, wo sie konnten. Einer meiner Hamburger Freunde, Gustav Schm., verwundet auf dem Hinweg nach unsrer Verbandstelle von den Serben aufgegriffen, kam als Gefangener den Berghang herauf. Wie er mich da so hilflos hocken sah, machte er den Serben klar, daß er seinen Kameraden, der dort im Loche verwundet säße, gerne mitnehmen möchte. Der Serbe gab seine Zustimmung. Gustav Schm. verdanke ich es, daß ich mit meiner Verwundung nicht mehrere Tage auf dem Schlachtfelde liegen mußte, wie so mancher meiner Kameraden, der in dem folgenden Kampfgewühl der nächsten Tage von den Serben noch nicht abtransportiert werden konnte.

Mir war allerdings traurig zumute, nach so hartem Kampfe, mit dem sogenannten Heimatschuß, dem Gegner in die Hände zu fallen. Es war bitter, die Hoffnung aufgeben zu müssen, daß man seine Lieben in der Heimat nun bald wieder zu sehen bekäme.

Es wurde mir bald klar, daß auch auf Feindes Seite Menschen vorhanden waren, die in dem feindlichen Soldaten den Menschen achteten, weil er seine Pflicht bis zum Aeußersten getan hatte. Trotzdem die Serben doch wohl allen Grund hatten, auf uns böse zu sein, wiel wir ihr Heimatland schon seit einem Jahre besetzt hielten und sie keine Verbindung mit ihren Angehörigen hatten, behandelten sie uns als Kameraden — im vollen Sinne des Wortes —. Im ersten Etappenlazarett der Serben wurde ich operiert, genau in der Reihenfolge wie ich im Lazarett eingeliefert war und genau mit derselben Sorgfalt wie jeder Serbe behandelt wurde. Nach der Operation bekam ich

Auf Vormarsch

In Szatmar traf sich, was aus den Karpathen
geflohen kam. Man formte uns vor Nacht
— zwei Ochsenstaffel Funker, Schanzsoldaten
und Sanität — zu einer eignen Macht.
Wir faßten Brot und Mehl in großer Menge
am nächsten Vormittag. Die Sonne stach;
wir maßen auf den Karten Weg und Länge
und rückten quer der Front durchs Flachland nach.

Doch schon am Saum der grasbedeckten Tiefen
gewann die Glut des Sommers so an Macht,
daß wir tagsüber in den Zelten schliefen
und weich erst losmarschierten gegen Nacht.
Es war nicht allzuoft, daß schwarz wie Kohle
ein Busch, ein Brunnen quer im Weg uns stand;
wir hielten uns bis früh nach der Bussole,
und keine Feldpost ward uns nachgesandt.

Und wie wir so marschierten und am Feuer,
von Tau durchnäßt, uns wärmten früh um früh,
empfanden wir den Marsch als Abenteuer
und überwanden gerne jede Müh.
Wir schritten wie von eignem Drang getrieben,
sobald gesunken war der rote Ball,
im Takt der Joche, die sich hölzern rieben
am Nackenbug des Viehs mit leisem Schall.

Theodor Kramer.

einen Kognak, ein halbes Weißbrot und ein Glas Tee. Am nächsten Morgen, als der Tag graute, wurde ich mit einem Serben auf ein Tragetier gesetzt, um in ein weiter zurückliegendes Lazarett gebracht zu werden. Der Arzt schärfte dem Serben ein, daß ich nicht mehr sein Feind sei, sondern er mich jetzt als einen verwundeten Kameraden zu betrachten hätte, dem nichts geschehen dürfe. Der Serbe nahm sich das zu Herzen und gab mir eine Zigarette und Feuer dazu.

Bei unsrer Ankunft in dem großen Feldlazarett der Serben, Engländer und Franzosen wurden wir von einem serbischen Arzt, der sehr gut deutsch sprach, empfangen. Er sorgte für Unterkunft in einem Zelt, in dem nur Serben lagen, die mich brüderlich behandelten. Der Arzt nahm sehr viel Anteil an meinem Geschick. Er glaubte fest an den Sieg der Entente und freute sich auf den Tag der Heimkehr in seine Vaterstadt Belgrad. Er hatte Heimweh! Dies tat aber seinem menschlichen Empfinden jedem andern und mir gegenüber keinen Abbruch. Seine Sorge war, daß ich am nächsten Morgen mit dem ersten Schub zur Bahn transportiert wurde, um ins Hospital Saloniki abgeschoben zu werden. Hier angekommen, wurden wir gebadet und bekamen reines Unterzeug. Ich war wirklich erstaunt über das Mitgefühl, welches die Franzosen den vielen bulgarischen, aber auch den wenigen deutschen Verwundeten entgegenbrachten. Nicht nur die Behandlung, auch die Kost war gut. Nach vier Tagen Aufenthalt wurden die fieberfreien Bulgaren und Deutschen auf das Lazarettschiff „France IV" verladen und kamen nach Frankreich. Toulon war unser Reiseziel.

Die Ueberfahrt nach Frankreich war hochinteressant. Der französische Arzt, der täglich zweimal Visite machte lenkte unsere Aufmerksamkeit auf alle Sehenswürdigkeiten einer Mittelmeerfahrt: den rauchenden Aetna, die Meerenge von Messina, Korsika, Ajaccio usw. und zu guter Letzt auf das hübsche Küstenbild, den Hafen von Toulon bei aufgehender Sonne. Das waren Augenblicke, die fest in meinem Gedächtnis haften blieben. —

Vorher und hernach

Wir haben bereits in Nr. 15 des Reichsbanners kurz auf die Bedeutung des Grenzland- und Proletarierromans „Vorher und hernach" unsres früheren Gauvorsitzenden Erich Hermann (Breslau) hingewiesen und lassen hier eine ausführliche Würdigung folgen.

Von vornherein sei gesagt: das Buch ist kein Unterhaltungsroman; es trägt den Stempel des Besinnlichen, des Sinnierens, des Spintisierens mitunter an sich, eine Note, die den meisten schlesischen Schriftstellern und Dichtern eigen ist. Heimat- und Erdgeruch der schlesischen Landschaft steigt aus den Blättern. Das kleine Leben und Erleben eines Proletariers ist der Gegenstand des Romans. Aber dahinter steht die Sehnsucht der Landlosen nach der eignen Scholle.

Andreas Birkenbusch ist der uneheliche Sohn des Grafen Sensdorff und der Magd Suschka; erst nach ihrem Tode erfährt Andreas, daß diese Magd, mit der er jahrelang als Kind die Kammer teilte seine Mutter war. Die Schwermut der Armen liegt über dem Wesen von Worowo, dem schlesischen Grenzdorf, das vom Großgrundbesitz und dem Walde gefressen wird, liegt über dem Wesen seiner Bewohner, die immer ärmer, verlassener und vergessener werden — über dem Wesen der Hauptperson, des Findlings, der nur einen Freund hat, den alten Hirten Jaschu Gonschorecky, den erdgewachsenen Philosophen aus Worowo. Nach der Dorfschulzeit bringt Andreas seine Lehrlingsjahre und den Anfang seiner Gesellentätigkeit in dem kleinen Tremplin zu, fern von Alkohol und Mädchen, dem Zeitvertreib der andern, nur mit seinen Büchern beschäftigt, die ihm sein Lehrer im Sterben vererbte. Der Krieg reißt ihn von seiner soeben erst gefundenen Liebe. Andreas stellt sich als Freiwilliger.

Das „Hernach", der zweite Teil der Lebensgeschichte, die Nachkriegszeit im Erlebnis des aus dem Chaos Zurückgekehrten, fesselt uns noch stärker, vielleicht weil unsre Erinnerung an sie noch wacher ist als die an die Zeit von 1900 bis 1914. Wie packt uns die Rückkehr des Frontsoldaten in die Heimat, die so ganz anders geworden, von ihm nicht verstanden wird und die er nicht versteht, der von seinem eignen Kriegserlebnis zu sprechen es ihm graut. Am liebsten schweigen und die Heimkrieger schwatzen lassen! Nur vor einem spricht er über den Krieg und seine Folgen — das ist der alte, nun schon blinde, jetzige Armenhäusler Jaschu Gonschorecky. Ihm liest er vor, was er auf dem Rückzug der heimflutenden Front nachts über das Grauen des Krieges sich von der Seele schrieb — eine Vision des Krieges. Oder vielmehr eine Vision des Todeszuges der Millionen, die zur Front marschierten, bis auf dem ungeheuren Wall von verwesenden Menschenleibern die Revolution ausbricht. Aus dem Kriegserlebnis schöpft Andreas Birkenbusch den Entschluß: „Helfer der Bedrückten, Bedrängten und Verdrängten, der Ungehörten und Stummen zu sein. Das Werkzeug — eine große, entschlossene Partei, die den Willen zum Handeln in sich trug, vielleicht schon auf dem Zukunftswege einherschritt und wache Ohren für jeden erschütternden Notschrei besaß." Den letzten Schritt zum Sozialismus, dem er innerlich schon lange angehört, findet er nach der deutschnationalen Versammlung, in der er begeistert und begeisternd gegen Unrecht, Last, Knechtschaft, Unfreiheit, Rechtlosigkeit, Bevormundung, Unterdrückung und Verdrängen, für den Tag der Freiheit und des Rechts, für die Forderung: Gebt dem Volke sein Land ..., sein Vaterland! auftritt. Diese Rede kostet ihm zwar seine Arbeitsstelle bei Meister Schirmer und zwingt ihn zum Verlassen der Stadt. Aber in der schlesischen Provinzialhauptstadt findet er nach langem Suchen endlich eine bescheidene Betätigung in einer Möbeltischlerei, die ihm auch die Möglichkeit zur Weiterbildung gibt, und auf einer Wanderung im schlesischen Gebirge seine Lebenskameradin.

Nicht so sehr die Entwicklungsgeschichte des Andreas Birkenbusch scheint mir wichtig zu sein als vielmehr der Hintergrund, auf dem sie spielt, die Landnot und Landflucht im Osten, das Sachsengängertum, die Entwurzelung des Menschen aus dem Heimatboden. Was der alte Jaschu in seinem naiven Brief an den deutschen Kaiser dunkel fühlt und aussprechen will, daß nämlich alles Elend Worowos an dem Mangel an Land liegt, das formuliert der bodenreformerische Arzt Dr. Heim, der Freund von Andreas, einmal so: „Es ist noch nicht zu spät. Der neue Staat muß als seine erste Pflicht erkennen, daß die Dinge hier im Osten nicht mehr so weitertreiben können, wie in dem Jahrhundert vorher. Für mich ist die Bodenfrage die Schicksalsfrage unsres Volkes. Ich weiß, daß die Literaten über solche für sie viel zu einfache Wahrheiten und Weisheiten witzeln. Aber sie schaffen damit nicht die Tatsache aus der Welt, die Millionen von Menschen bewußt oder unbewußt empfinden, daß wir auf dem Lande und in den Städten entwurzelt worden sind. Heimatssinn und Heimatsanhänglichkeit erwachen erst wieder, wenn der Deutsche Mutterboden unter die Füße bekommt." So sei das Erstlingswerk des Breslauer Rektors, Ostpolitikers und Bodenreformers jeden empfohlen, der eine der Wurzeln der Not des deutschen Ostens, von der immer soviel geredet wird, kennenlernen will. Es ist das eigengewachsene Buch eines Idealisten trotz manchen realistischen, ja naturalistischen Zügen, eine Werbeschrift für die Bodenreform in jeder Zeile.

A. Rostkowski.

Die Bastille von Moskau

Es ist durchaus kein bloßer Zufall, daß in der letzten Zeit die Rußlandliteratur zugenommen hat. Durch die gesteigerte revolutionäre Tätigkeit der Bolschewisten in Westeuropa wurden wir wieder einmal — wie schon sooft — nachdrücklichst veranlaßt, unsre Aufmerksamkeit dem Osten zuzuwenden. Man mag nun die in wissenschaftlichem Ton gehaltenen Monographien über die geistige und politische Struktur des Rätereichs oder die zahlreichen, freilich nur zu einem kleinen Teil wertvollen Reisebücher sensationslustiger Ausländer, die nach einem treffenden Ausdruck Paul Scheffers einmal zwei Tage in Moskau gewesen sind, durchlesen: Ueberall wird man doch bei aller objektiven Bewertung etwaiger positiver Leistung stets eine freimütig ausgesprochene oder immerhin leicht zu erratende Ablehnung dieses verfehlten Experiments am russischen Volk konstatieren müssen. Hunger, Elend, Not und Verkommenheit herrschen im Lande, dessen Wahrzeichen längst nicht mehr Hammer und Sichel, sondern die Lüge ist.

Wer für sich wirklich das Recht in Anspruch nehmen will, als Kenner der russischen Verhältnisse gewertet zu werden, der muß mindestens zwei Bedingungen erfüllen, die Beherrschung der leider heute so entstellten russischen Sprache, und den Nachweis eines längern Aufenthalts im Sowjetland. Wer dagegen diese Voraussetzungen nicht leisten kann, sollte lieber davon absehen, die Welt mit noch so gutgemeinten „objektiven" Schilderungen zu beglücken. Die russische Wirklichkeit kann man weder auf den Hauptstraßen von Moskau noch in den zu Museen umgewandelten Zarenpalästen kennenlernen. Auch kein kurzer Besuch in den für die Fremden eingerichteten Mustergefängnissen, noch ein Rundgang durch die wenigen Fabrikbetriebe, die überhaupt für den bürgerlichen Ausländer zugänglich gemacht wurden, kann mit dieser schrecklichen Wirklichkeit vertraut machen.

Man muß schon eins von jenen Büchern zur Hand nehmen, welche von den Opfern der unter dem Namen „G. P. U." in aller Welt berüchtigten Sowjetgeheimpolizei mit Blut und Tränen geschrieben worden sind. Ich glaube, es wird einmal das Genie eines Alexander Dumas nötig sein, um den uns noch fehlenden historischen Tschekaroman zu schreiben. Quellenmaterial wird ein solcher Autor aus den erschütternden Memoiren eines Wladimir Brunowski*) entnehmen können, der soeben ein tief ergreifendes Buch in deutscher Uebertragung erscheinen läßt. Es ist erst einige Wochen alt, und schon sah man sich zum Druck einer zweiten Auflage genötigt, ein Beweis, welches Interesse diesem Werke zuteil wird. Ein solches Buch fehlte uns bis auf den heutigen Tag. Der tapfere Verfasser gehörte niemals zu den sogenannten Weißgardisten, sondern er war und ist seiner Ueberzeugung nach Sozialdemokrat, ein glühender Verehrer Karl Kautskys, dem er auch zu einem guten Teil seine Rettung verdankt. Als Sozialdemokrat, nie dagegen als Kommunist, hat er die bolschewistische Revolution seines Vaterlandes erlebt, und sie anfangs mit allen Angehörigen der russischen Linksparteien lebhaft begrüßt. Es war keineswegs seine Schuld, wenn er nach verhältnismäßig kurzer Zeit von den Leuten um Lenin und Trotzki abrückte. Er sah gleich vielen andern ein, daß jedes weitere Zusammenarbeiten mit diesen Menschen ein Verbrechen am Arbeiterstand bedeutete. Schon wollte er mit seiner Familie nach Lettland reisen, als er ganz plötzlich von der G. P. U. verhaftet wurde. Man wollte ihn nicht mehr herauslassen weil er eben gar zuviel schon gesehen hatte. Nach bewährtem Verfahren vor die grausame Alternative gestellt, entweder in einem inszenierten Prozeß gegen westeuropäische Staaten und gegen die Sozialdemokratie sich verwenden zu lassen, oder heimlich erschossen zu werden, war Brunowski stark genug, den Tod zu wählen, indem er zugleich den listigen Kampf mit seinen mächtigen Gegnern aufnahm. Aus diesem Ringen ist er nach vierjährigem, heißem Bemühen als Sieger hervorgegangen.

Brunowskis Buch ist weit mehr als eine bloße Erlebnisschilderung. Es kann als ein Lehrbuch des terroristischen Strafvollzugs im bolschewistischen Rußland, als ein Bädeker für Rußlandfahrer, und als ein Dokument von erheblichem Quellenwert betrachtet werden. Niemals wurde die bekannte Bastille von Moskau so ausführlich und so erschreckend getreu porträtiert. Nach der Lektüre dieses Werkes weiß man über Richter, Gefangene und Methoden Bescheid. Die dem Westeuropäer zunächst rätselhaft erscheinenden Buchstaben „G. P. U." erfahren hier jene einzig richtige Deutung, wie ich sie in meinem „Moskauer Studentenprozeß" dem Staatsanwalt Krylenko unter dem Lachen des Publikums erklärte. Sie sind die Abkürzung für die Worte: Gefangene, Provokateure, Untersuchungsrichter. Von diesen drei Kategorien Menschen handelt das Buch.

Viele der von Brunowski geschilderten Persönlichkeiten habe ich während meines zweijährigen Aufenthalts in den Kellern der Sowjetgefängnisse kennengelernt. So berichtet der Verfasser von der geheimen Erschießung des deutschen Kommunisten Arnold Dobbert aus Zehdenick bei Löwenberg in Brandenburg, der nur wenige Zellen von mir entfernt saß. Wir hatten beide eine geheime Verbindung miteinander hergestellt und tauschten fleißig unsre Erinnerungen aus. Dobbert war Führer der ersten deutschen Arbeiterdelegation gewesen und hatte den „Genossen" die Wahrheit gesagt. Dafür erwartete er schlimmstenfalls drei Jahre Verbannung nach Sibirien, aber es kam anders. Eines Abends höre ich seinen gellenden Ruf: „Charly, Charly, sie holen mich!" Und als ich am nächsten Morgen an der offenen Zellentür des armen Menschen vorüberkam, wußte ich schon, daß er am Abend ganz unerwartet erschossen worden war. Ich habe dann seiner Mutter die letzten Grüße des Opfers überbracht. Auf eine wiederholte Anfrage der deutschen Regierung hin haben die Bolschewisten seine Erschießung offen zugegeben, wobei sie zur „Begründung" dieser gegen die Abmachungen des internationalen Rechts erfolgten Handlung darauf hinwiesen, daß Dobbert als Kommunist unter sowjetrussischer und nicht mehr unter deutscher Justiz stand. So wie ihm ist es noch vielen ergangen ...

Oder da begegnet mir der Name des Menschenschlächters Wassili Ullrich, der als Vorsitzender des Revolutionstribunals auch mein „Richter" gewesen war. Er hatte zusammen mit dem fanatischen Krylenko mein Todesurteil festgesetzt. Stellen Sie sich einen widerlichen Gesellen mit unruhigem Blick und großen, brutalen Händen vor, die gerade gut genug sind, Tausende von Menschen zu erschießen oder erschießen zu lassen. Ohne geistige Eigenschaften, aber dafür um so grausamer, übt dieser Mann, der es wenigstens einmal in der Geschichte berühmter Henker zu einem Namen bringen wird, seit dem Bestehen der bolschewistischen Satrapie Tag für Tag und Nacht für Nacht seine blutige Tätigkeit aus. Die Massenerschießungen der Arbeiter und Bauern sind sein Werk.

Oder da wird eine andre „Koryphäe" des Rätereichs, der unsympathische Herr Unschlicht, genannt. Er sollte eigentlich „Ungeschlacht" heißen. Auch er ist ein würdiger Vertreter des geknebelten Proletariats, dessen Blut er seit Jahren in Strömen vergießt. Denn man muß sich stets vor Augen halten — aus Brunowskis Buch geht das auch klar hervor —, daß es heute in Rußland längst keine weißgardistische Bewegung mehr gibt. Die Gegner setzen sich ausschließlich aus Angehörigen des Arbeiter- und Bauernstandes zusammen. Ihre Mentalität, ihr Verzweiflungsgeschrei, ihr ungerächtes Unteregehen in der Lubjanka, wird man bei Brunowski nur mit tiefstem Mitleid und mit Zorn gegen diese Regierung des Schreckens lesen können.

Wer das Buch dieses Kronzeugen bolschewistischer Wirklichkeit gelesen hat, kann unschwer die Folgerungen daraus ableiten. Der Bolschewismus hat heute seinen Höhepunkt erreicht und überschritten. Es ist vollkommen gleichgültig, ob die Diktatoren Stalin, Woroschilow oder Bucharin heißen. In jedem Fall bleibt der Bolschewismus ein Blutregiment, das seinen Anspruch auf die Weltherrschaft nicht eher aufgeben wird, bis es untergegangen ist. Wenn wir auch den Lockungen der Kremlgewaltigen widerstehen, so dürfen wir doch nie vergessen, daß der Bolschewismus nach wie vor eine der größten Gefahren für die Republik bildet. Er will ja nicht Befreiung, sondern Knechtung. Es ist ein Ausgleich des Schicksals, daß die Stimme des Sozialisten Brunowski für die vielen Hunderttausende von erschossenen Arbeitern und Bauern erklingen darf. Möchte deshalb sein berechtigter Ruf weithin vernommen werden.

Dr. Karl Kindermann.

*) Wladimir Brunowski, „In Sowjetkerkern. Erlebnisse eines ehemaligen Sowjetfunktionärs." Mit 16 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und Dokumenten des Verfassers. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart. Preis 4 Mark.

Die nationalsozialistische Landplage

Nachdem die Nationalsozialisten vergeblich versucht hatten, die Versammlungen des Kameraden Hörsing in Koblenz, Bonn und einer andern Reihe von Orten zu stören, liegt uns wieder eine solche Zahl von Meldungen über nationalsozialistische Ausschreitungen vor, daß wir aus ihnen nur einige Vorfälle herausgreifen können.

In Durlach veranstalten die Nationalsozialisten ein Treffen. Beim Einmarsch Grötzinger Nationalsozialisten sollen aus den Zuschauerreihen beleidigende Zurufe erfolgt sein. Daraufhin stieß der Fahnenträger dem angeblichen Rufer die Fahne in den Leib. Die Polizei griff ein und beschlagnahmte die Fahne. Nun zog ein Teil der Nationalsozialisten zur Wache und verlangte die Rückgabe der Fahne. Im Laufe der Auseinandersetzungen erhielt ein Polizist einen Stich in den Rücken. Diese Vorkommnisse haben wohl den letzten Anstoß für das durch die Tagespresse bekanntgewordene scharfe Eingreifen des badischen Innenministers gegeben.

In Blaubeuren (Württemberg) kam es am Schluß einer sozialdemokratischen Versammlung zu Zusammenstößen zwischen dem Saalschutz des Reichsbanners und den Nationalsozialisten. Als der württembergische Landtagsabgeordnete Ulrich mit seinem Schlußwort begann, sprang plötzlich ein blutjunger Hakenkreuzler auf und rief: „Nationalsozialisten heraus!" Im gleichen Augenblick flog ein Bierkrug gegen Ulrich. Das war das Signal zu einer Schlägerei, in deren Verlauf etwa 40 bis 50 Bierkrüge und zahlreiche Stühle zertrümmert wurden. Die Reichsbannerleute konnten die Hakenkreuzler schließlich aus dem Saale hinausdrängen. Auf der Straße wurden die Rowdys von der Polizei in Empfang genommen und zum Teil verhaftet. 10 Nationalsozialisten und einige Reichsbannerleute erlitten leichte Verletzungen.

Wir berichteten seinerzeit von einem Ueberfall in Wollin. Da von den Nationalsozialisten und Rechtsblättern von der Art der „Deutschen Zeitung", die sich immer bemühen, die Nationalsozialisten als unschuldsvolle Engel erscheinen lassen, über diesen Vorfall glatte Falschmeldungen verbreitet wurden, geben wir hier den amtlichen Polizeibericht wieder:

„Als die Wolliner Ortsgruppenleitung der NSDAP. im Gesellschaftshaus „Elysium" einen öffentlichen Kulturpolitischen Abend abhielt, veranstaltete gleichzeitig das Reichsbanner in dem etwa 1500 Meter vom „Elysium" entfernt gelegenen „Schützenhaus" eine Ebert-Gedenkfeier. Das „Schützenhaus" war hierbei für den öffentlichen Verkehr geschlossen, was durch Zeitungsinserate bekanntgegeben war. Nach Schluß des offiziellen Teiles beider Veranstaltungen ging in den frühen Morgenstunden eine Gruppe meist Swinemünder SA.-Leute unter Führung ihres Swinemünder Sturmführers mit Gesang vom „Elysium" weg nach dem „Schützenhaus" zu. Der Führer gibt an, er habe frische Luft schöpfen und das in unmittelbarer Nähe des „Schützenhauses" gelegene Kriegerdenkmal besuchen wollen. Auf dem Wege dorthin wollen die SA.-Leute von Reichsbannerleuten, die auf dem Nachhauseweg waren, durch den Zuruf „Hippler-Jünglinge" beleidigt worden sein. Zu Tätlichkeiten soll es nicht gekommen sein. Der Führer schickte daraufhin zwei SA.-Leute nach dem „Elysium" zurück, um acht Mann Verstärkung herbeizuholen. Auf die Meldung dieser beiden Leute entsandte der im „Elysium" noch anwesende Stettiner Standartenführer eine Gruppe von acht Mann unter einem Swinemünder Gruppenführer im Laufschritt zu Hilfe. Als diese Gruppe auf die obengenannten Swinemünder SA.-Leute stieß, waren diese für sich und hatte keinerlei Zusammenstoß stattgefunden. Trotzdem begab sich der Swinemünder Sturmführer, begleitet von seiner Gruppe, jetzt in geschlossener Ordnung vor die Veranda des „Schützenhauses" und wollte in das Lokal hinein, um dort Bier zu trinken. Es war jetzt zwischen 5 und 6 Uhr morgens. Als ihm dies unter Hinweis darauf, daß hier noch die geschlossene Veranstaltung eines gegnerischen politischen Vereins stattfände, abgelehnt wurde, entstand eine Schlägerei. Die Nationalsozialisten holten jetzt noch den Rest der im „Elysium" anwesenden SA.-Leute herbei. Die Schlägerei dauerte mindestens eine halbe Stunde. Auf beiden Seiten gab es Verletzte. Auf Seiten der Nationalsozialisten wurden schwerer verletzt der Führer des Sturmes 7 aus Pribbernow und ein Wolliner SA.-Mann, der in frühern Jahren anfänglich dem Reichsbanner angehört hatte, dann Vorsitzender der Wolliner Ortsgruppe der KPD. war und seit Januar d. J. der Wolliner SA. angehört. Von den Angehörigen des Reichsbanners wurde einer am Kopfe schwerer verletzt. Bei sämtlichen Verletzten besteht keine Lebensgefahr. Kurz vor Beendigung der Schlägerei wurde von einem Nationalsozialisten aus einer 7,65-Millimeter-Mehrladepistole ein scharfer Schuß in die Luft abgegeben. Die Patronenhülse wurde beim Absuchen des Tatortes nachträglich gefunden. Ein Strafverfahren schwebt.

Der Bericht zeigt deutlich, daß der Zusammenstoß von den Nationalsozialisten absichtlich herbeigeführt wurde. —

Kommt Pfingsten 1930 nach Magdeburg!

Das 1. Jungbanner-, Schutzsportler- und Spielleute-Bundestreffen erwartet euch!